

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Marie liebt ihren zu einem Tiny Haus umgewandelten Bauwagen am Ammersee und ihren Job als Produktentwicklerin in München. Um beides unter einen Hut zu bekommen, pendelt sie täglich zwei Stunden mit der S-Bahn. Viel Zeit für die Liebe bleibt da nicht.

Johannes ist aufs Land gezogen, um seinen kranken Vater zu pflegen, und hasst die tägliche Pendelei. Sein einziger Lichtblick: Marie. Aber in Zeiten von Tinder kann man doch niemanden mehr einfach so in der Bahn ansprechen, ohne dabei wie ein Loser oder Stalker zu wirken. Dann ist Marie von einem Tag auf den anderen nicht mehr im Zug. Wie kann Johannes sie finden?

Lisa Kirsch ist das Pseudonym der Autorin Mina Gold, geboren 1987. Sie hat Europäische Literatur studiert und lebt mit ihrer tauben Hündin Rosali in einer Altbauwohnung in Berlin-Neukölln. Wenn sie nicht gerade schreibt, arbeitet sie als Korrektorin und Lektorin und betreibt ein kleines Schmucklabel.

Weitere Informationen finden Sie unter www.fischerverlage.de



Lisa Kirsch

*Das Glück
in vollen
Zügen*



Roman



FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:

www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2020

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-70029-5

1



Ich lief über die Wiese, nahm auf dem Holzsteg Anlauf und sprang kopfüber in den Ammersee.

Prustend kam ich hoch. Das Wasser war eisig, kleine Nadeln bohrten sich in meine Haut und einen Moment lang hatte ich das Gefühl, die Kälte würde mir das Herz zusammendrücken. Doch dann schwamm ich ein paar Züge und genoss, wie sich meine Haut langsam an die Temperatur gewöhnte. Es war 6 Uhr morgens und im See spiegelte sich der rosa Schleier, der noch am Himmel hing. Ich atmete tief ein. Es gibt doch nichts Schöneres als frische Nebelluft mit ein wenig Entengeruch als Würze.

Wie jeden Tag zwang ich mich zu drei Runden. An dem Graureiher vorbei, der auf dem umgefallenen Baum auf Fische lauerte, bis an die Grundstücksgrenze und zurück. Dabei beobachtete ich meinen kleinen Bauwagen. Wirklich klein war er eigentlich nicht. »Der Wohlwagen 2000, Größe M, mit viel Platz für Autarktechnik und Kellerkasten für Stauraum«, hatte der nette Verkäufer in Göttingen damals gesagt. »Genau richtig für einen Singlehaushalt!« Die Spitze mit dem Singlehaushalt hatte ich einfach mal ignoriert. Vielleicht war es auch keine Spitze gewesen, sondern der Versuch, meinen Beziehungsstatus zu erfragen, aber ich war empfindlich geworden bei dem Thema und hörte aus allem einen versteck-

ten Vorwurf heraus. Das lag natürlich an meiner Mutter – wie so vieles in meinem Leben.

Aber die Autarktechnik hatte mir gefallen. Die hatte ich auch direkt eigenhändig eingebaut, sobald der Wagen an seinem Platz stand. Solarzellen auf dem Dach, ein Ofen im Wohnzimmer, Wasseraufbereitungsanlage, eine ausfahrbare Terrasse – sogar eine Wanne hatte ich.

Von außen wirkte mein Wohlwagen simpel. Niemand, der ihn da stehen sah, mit der Kapuzinerkresse, die sich die Treppe hinaufkranke, und den weißen Fensterrahmen, würde erwarten, was sich in seinem Inneren verbarg. So schlicht wie möglich und am besten mitten im Grünen, das war schon immer meine persönliche Version eines Traumzuhausees gewesen. Gegen technische Annehmlichkeiten hatte ich hingegen nichts einzuwenden. Mit meinem Peter hatte ich den perfekten Kompromiss zwischen Luxus und Naturnähe gefunden. Ich hatte die Holzpaneele blau angestrichen und den Wagen nach Peter Lustig benannt, dem freigeistigen Helden meiner Kindheit, dem ich die Idee für mein Zuhause verdankte. Auf dem Dach neben den Solarzellen gab es eine Sonnenterrasse, die man über eine winzige Wendeltreppe erreichte. Auch die hatte ich selber angebaut. Und links von der Eingangstür stand mein selbstgezimmertes Hochbeet. Die letzten Erdbeeren dieses Sommers schimmerten rot zwischen den Blättern hindurch. Da konnte ich gleich fürs Frühstück ernten gehen.

Als ich mich auf den Steg hievt und das Wasser von meinem Körper schüttelte, sah ich hinter den Sträuchern eine Bewegung. Es stimmt wohl, dass Rentner unter chronischer Schlaflosigkeit leiden, dachte ich grimmig, als ich mir die

Haare auswang und den Blick über das Nachbargrundstück schweifen ließ. Anders ließ sich nicht erklären, dass der alte Kratzer jeden Morgen so früh schon im Garten rumwerkelte. Es sei denn, er stellte sich extra den Wecker für meinen Kopfsprung. Zuzutrauen wäre es ihm. Eigentlich tat er mir leid, er war Witwer, leidenschaftlicher Meckerer und geradezu krankhaft an meinem Leben interessiert, aber ich hatte das Gefühl, dass er irgendwo hinter seiner spießigen Vorstadtfassade ein gutes Herz verbarg. Nur versteckte es sich, ähnlich wie bei meiner Mutter, so gut hinter der Sorge um gesellschaftliche Regeln und Konventionen, dass es schwer zu finden war.

Vor der Haustür ließ ich das nasse Höschen fallen (*nimm das, alter Kratzer!*), warf es über die Leine neben dem Küchenfenster und zog den Vorhang der Außendusche zur Seite. Einen Spalt ließ ich ihn offen stehen, so dass ich den See beobachten konnte, während das heiße Wasser meinen zitternden Körper zum Prickeln brachte. Der See: meine große Liebe, mein wahres Zuhause. Ich lächelte und nahm meine Zahnbürste aus dem Hängeregal. Während ich schrubbte und den weißen Schaum einfach aus dem Mund in den Abfluss tropfen ließ, dachte ich wie so oft, dass nichts mich glücklicher machte, als die glitzernde Ruhe des Ammersees und der majestätische Anblick der Alpen, die ihn bewachten. Den See in meiner Nähe zu wissen, dass ich mich abends, wenn ich in der Bahn saß, auf ihn freuen konnte, das wog alles auf: das frühe Aufstehen, das Pendeln nach München, die langen Arbeitstage. Heute war es so windstill, dass sich die Wolken im Wasser spiegelten und es fast aussah, als schwammen die Enten im Himmel.

Wenn ich den Vorhang noch ein klein wenig mehr nach rechts zog, sah ich nicht nur den See, sondern auch das Haus. Wie immer bei seinem Anblick durchfluteten mich gemischte Gefühle. Als Erstes kam die Trauer, dunkel und schmerzhaft. Mein Vater war jetzt schon weit über ein Jahr tot, und doch war die Wunde in meinem Herzen noch so frisch, dass es mich immer wieder überraschte. Als würde mir jemand jeden Tag aufs Neue ein kleines Messer in die Brust stoßen. Dann kam die Sorge um meine Mutter. Dieses Gefühl war ein wenig ambivalenter, denn neben der Sorge schwang auch Gereiztheit mit. Gereiztheit und Überforderung. Außerdem war da noch die Beklemmung, die ich immer spürte, wenn ich an meine Kindheit dachte. Das Haus auf dem Hügel am See stand für alles, was ich eigentlich hinter mir gelassen hatte, mein altes Leben, die alte Marie. Hinter mir gelassen nicht nur im übertragenen, sondern auch im wahrsten Sinne des Wortes, denn ich hatte meinen Wohlwagen direkt davor geparkt. Sozusagen in erster Reihe am See.

Es war doch seltsam, dass ich wieder hier gelandet war, dachte ich, und spuckte Wasser in die Luft, während ich basisches Kräuter-Duschgel auf meinen Luffa drückte. Ich hatte meine Zwanziger damit verbracht, vor dem speißigen Kleinstadtleben hier davonzulaufen. Dann war mein Vater krank geworden, und ich war zurückgekommen. Um bei ihm zu sein, um meine Mutter zu unterstützen, um nicht die Tochter zu sein, die zuerst an sich und ihre Freiheit denkt. Aber ich hatte nicht mehr im Haus leben können. Wieder in mein altes Kinderzimmer zu ziehen war mir wie ein fataler Rückschritt in die Vergangenheit erschienen, den es unter allen Umständen zu vermeiden galt. Doch die Mieten in der Ge-

gend waren unerschwinglich. Meine Eltern hatten natürlich angeboten, mich zu unterstützen. Sie hätten mir alles bezahlt, um mich zurückzuholen. Aber mit 31 wieder von ihnen abhängig zu sein, nachdem ich zwölf Jahre damit verbracht hatte, mich freizustrampeln, konnte ich einfach nicht akzeptieren. Und dann war mir die perfekte Lösung eingefallen. Gut, wenn man es ganz genau nahm, war ich auch jetzt nicht wirklich unabhängig, denn der Grund und Boden, auf dem Peter parkte, gehörte meiner Mutter. Aber alles im Leben ist ein Kompromiss, sagt man das nicht so?

Als ich fertig war mit meiner Dusche, zog ich, noch ins Handtuch gewickelt, meine Rottweilerhündin Dexter unter viel Kraftaufwand nach draußen und zwang sie dazu, sich zu erleichtern. Die Hündin konnte den Wagen eigentlich jederzeit durch die Klappe verlassen, die ich ihr eingebaut hatte, aber momentan war sie hochschwanger. Ich fürchtete, dass sie vielleicht ohne mein Nachhelfen zu faul sein würde, und die Holzdielen waren frisch gestrichen.

Ein Blick auf die Uhr sagte mir, dass ich mich beeilen musste. Ich hatte zu oft den Snooze-Button gedrückt, föhnen war heute nicht drin. Schnell drehte ich die nassen Haare im Nacken zu einer Schnecke und stopfte die Entwürfe für die neue Küchenmaschine, die ich gestern im Home-Office noch perfektioniert hatte, in meine Aktentasche. Das Kostüm verstaute ich zusammen mit meinem Make-up-Täschchen und den hohen Schuhen in meinem wasserdichten Rucksack. Ich rollte ihn oben zusammen, schlüpfte in meine zerfetzte Lieblingsjeans, streifte die Birkenstocks über, und zwei Minuten später schob ich mein Fahrrad über die Wiese. Fröhlich

winkte ich dem alten Kratzer zu, der gerade die Rosen wässerte und so tat, als würde er mich nicht bemerken. »Herrlicher Morgen zum Baden, was?«, rief ich, ein wenig extra enthusiastisch, und er hob empört die Hand zum Gruß. Er war vor zwei Jahren nebenan eingezogen, und wir waren noch nicht miteinander warm geworden. Ich hatte das Gefühl, dass er mir meine gute Laune generell übel nahm. Wie kommt diese Person nur dazu, immer so fröhlich zu sein in ihrem schäbigen Bauwagen, schien er jedes Mal zu denken, wenn ich mit ihm sprach. Manchmal drehte ich abends extra laut die Musik auf, wenn ich ihn auf der Terrasse sah.



Döner roch doch manchmal ein wenig nach Dixi-Klo. Das hatte er in den letzten Wochen schon öfter gedacht. Zumindest um 8 Uhr morgens, wenn man außer Kaffee noch nichts im Magen hat.

Johannes drehte den Kopf zur Seite, als er an der neonbeleuchteten Bude vorbeilief, wo Seyhan gerade mit etwas, das aussah wie eine kleine Heckenschere, an einem überdimensional großen, vor Fett triefenden Fleischklotz herumsäbelte, als gäbe es keine schönere Aufgabe auf der Welt.

»Morgen, Jo!« Er grinste fröhlich und entblößte eine halbgerauchte Zigarette, die zwischen seinen Zähnen hing.

»Na wenn die mal nicht im Essen landet!« Johannes winkte kurz in seine Richtung, rang sich ein Lächeln ab, denn er mochte Seyhan eigentlich sehr gerne, und betrat die Bäckerei nebenan. Wer braucht überhaupt so früh am Morgen schon Döner in Herrsching?, fragte er sich, während er in seiner Tasche nach dem Portemonnaie kramte. Hier kamen um diese Uhrzeit doch nur Pendler vorbei. Morgens in der Bahn die anderen Mitreisenden mit nahöstlichen Geruchsschwaden belästigen, war das nicht eine tolle Idee? Wahrscheinlich würde gleich einer direkt neben ihm sitzen und mit Knoblauchatem Smalltalk halten wollen.

Er merkte selber, dass er schlechte Laune hatte. Was hieß

schlecht. Miserabel. Geradezu unterirdisch. Wenn er abends hier ankam, machte er öfter mal einen Stopp bei Seyhan, der ihn immer nach seinem Tag fragte und ihm immer zwei extra Peperoni oben aufs Kraut legte, obwohl es eigentlich nur eine pro Kunde gab, weil sie beim Einkauf in der Metro preislich reinhauten, wie er ihm mal erklärt hatte. Aber Jo tat Seyhan leid, und deswegen bekam er extra Peperoni.

Abends roch der Döner auch nicht nach Pisse, sondern verführerisch nach einer schnellen, befriedigenden Mahlzeit, die er sich mit einer Portion Pommes rot-weiß reinziehen konnte, bevor er nach Hause radelte. Eine kleine, tröstliche Auszeit vor dem Chaos. Meist hörte er dazu Böhmermanns Podcast und stierte gedankenverloren auf die Gleise.

Wenn er dann daheim vor einem vollgehäuften Teller saß, mit der Gabel im Essen seines Vaters stocherte und versuchte herauszufinden, was er da vor sich hatte und ob es eventuell lebensgefährdende Bestandteile enthielt (einmal hatte er eine Schraube aus dem Blaukraut gezogen, und ein anderes Mal – das war bisher seine schlimmste Woche gewesen – hatte er erst gemerkt, dass das Fleisch verdorben war, nachdem er zwei große, wirklich große Stücke gegessen hatte und sich plötzlich so fühlte, als habe ihm jemand in den Magen geboxt), war er dankbar für den Puffer, den ihm der Döner verschafft hatte. Beinahe jeden Abend malte er eine halbe Stunde mit dem Besteck psychedelisch anmutende Muster ins Essen und kippte sein Kunstwerk anschließend ins Klo. Dann bestellte er gegen zehn noch eine Pizza, die er für zwei Euro Extratrinkgeld an der hinteren Gartenpforte entgegennahm, oder versuchte, sich aus den Vorräten im Kühlschrank was zusammenzubrotzeln, wenn es die Arbeit erlaubte. Meistens

erlaubte sie es nicht, und der Abend endete mit einer großen Vesuvio und einer Cola. Mehr als einmal hatte er in einer Besprechung fettige Fingerabdrücke auf den Unterlagen gehabt, die von der Salami herrührten.

Aber das war momentan eben sein Leben.

Er stellte sich in die Schlange und trippelte ungeduldig vor sich hin. Was bestellte die vor ihm denn noch alles? Natürlich, einen Soja-Matcha-Latte. Normaler Kaffee ging ja nicht mehr, der machte auf Instagram nicht genug her. Er musterte die roten Haare der Frau, die gerade durch die News bei Focus Online scrollte. Den Bericht über den Anschlag in Tunesien schnickte sie mit dem Finger weg, aber die neuesten Gerüchte um die Trennung von Tom Kaulitz und Heidi Klum schienen sie zu interessieren. Sie hatte ihr Handy an einer goldenen Stoffkordel um den Oberkörper geschlungen, wie es jetzt alle machten. Damit man es noch schneller zücken konnte und ja keinen erinnerungswürdigen Moment verpasste. Er rollte hinter ihrem Rücken mit den Augen, während er die Bäckerin beobachtete, die mit rosa Krallennägeln quälend langsam die Dose mit dem Matchapulver öffnete. Nun musste die Milch noch heiß gemacht und geschäumt werden. Auch noch zwei Brezen? Alles klar, vielleicht noch eine frischgeschmierte Semmel mit Extrabelägen dazu? Er hatte schließlich den ganzen Tag Zeit!

Okay, jetzt wurde er gemein. Das passierte immer, wenn er zu wenig schlief und einfach alles zu viel war. Heute Nacht hatte er überhaupt nicht geschlafen. Und zu viel war ihm alles schon lange. Eigentlich von Anfang an. Aber fragte danach irgendjemand? Nein, alle schienen äußerst zufrieden mit der Situation. Alle außer ihm.

Endlich hatte die Rothaarige ihren Matcha und ihre Brezen und raffte die Tüte an sich. Sie drehte sich um, und er wollte schon vorrücken, da trafen sich ihre Blicke, und er blieb wie angewurzelt stehen.

3



Als ich den Kies der Auffahrt erreichte und mich gerade in den Sattel schwingen wollte, ertönte hinter mir ein schriller Schrei.

»Mariiii-lee!!«

Ich fuhr erschrocken herum. Warum um Gottes willen war meine Mutter um diese Zeit schon wach?

»Mama, wie siehst du denn aus?«

Meine Mutter stand oben auf dem Balkon und schaute missbilligend auf mich herunter. Sie war in ihren seidenen Morgenmantel gewickelt, und ihr Gesicht war bedeckt von einer schwarzen Crememaske.

»Das Gleiche könnte ich dich fragen! Du musst sofort hochkommen!«

»Ich kann nicht, ich muss die S-Bahn kriegen!«

»Nimmst du eben eine später! Ich muss deine Taille abstecken!«

»Wie bitte?«

»Die Schneiderin! Ich habe es total vergessen, sie hat das Kleid geschickt. Wir müssen schauen, ob es auch passt!«

Ich atmete einmal tief ein und aus. »Mama, ich habe dir doch gesagt, ich brauche kein Kleid. Ich arbeite direkt neben Peek & Cloppenburg, ich kaufe mir einfach eins!«

Meine Mutter schnaubte nur. So antwortete sie immer,

wenn das, was ich sagte, so abwegig für sie war, dass sie es keiner weiteren Antwort würdigen wollte. »Sie hatte deine Maße, und ich habe ihr gesagt, du magst Blau. Brauchst du eben nicht mehr einkaufen gehen, sei lieber dankbar. Es muss heute sein, sonst wird sie nicht fertig, die Gala ist schon übermorgen! Los, es dauert ja nur zwei Minuten!«

Ich wusste, dass es nicht nur zwei Minuten dauern würde, aber ich wusste genauso gut, dass Widerstand keinen Zweck hatte. Wenn die Stimme meiner Mutter diesen Ton annahm, konnte man nur strammstehen.

Ich ließ das Fahrrad mitsamt meinem Rucksack fallen und zog mein Handy aus der Jeanstasche. Während ich die Stufen zur Haustür hinaufrannte, tippte ich eine Nachricht an meine Chefin Nadine. *Werde die frühe Bahn nicht kriegen, sorry, Notfall mit meiner Mutter. Aber zur Präsentation bin ich da!!*

Das will ich auch schwer hoffen! War die postwendende Antwort.

Hundertpro!

»Mariele!!« Das Schreien meiner Mutter ließ mich kurz zusammenzucken. »Bin ja schon da, jetzt kreisch halt nicht so!« Ich ließ den Schlüssel neben der Haustür auf den Boden fallen – eine alte Angewohnheit, von der ich sicher war, dass sie mit meinem ausgeprägten Fluchtinstinkt zu tun hatte, der immer besonders stark zu werden schien, wenn meine Mutter in der Nähe war – und lief nach oben, wo sie bereits im Schlafzimmer hin und her eilte. Auf dem riesigen Bett mit Blick auf den See lagen bunte Kleider übereinandergestapelt, mehrere Paar hochhackige Schuhe standen im Raum verteilt, und es herrschte allgemeines und ungewohntes Chaos.

»Mama, was bist du denn so gehetzt, es ist noch nicht mal

sieben!« Ich ließ meinen Rucksack aufs Bett fallen und küsste meine Mutter aufs Ohr.

»Ich habe heute das Mittagessen mit den Frauen vom Charity-Verband. Oh, Vorsicht!« Meine Mutter drückte mich an sich, schob mich dann aber schnell wieder weg, damit ich die Creme auf ihrem Gesicht nicht aufs T-Shirt bekam.

»Ach, stimmt ja. Deswegen die Maske.«

»Aktivkohle! Ich muss alle Register ziehen, diese Frauen sind wie Hyänen. Letztes Mal hat Regina gesagt, dass ich ›ja schon viel besser‹ aussehe. *Schon viel besser!* Diese unverschämte Person!«

[...]